

Ich hätte gerne dunkelblaue...

Den nachfolgenden Bericht erhielten wir von Senatsdirektor a.D. Wolfhart Chevalier aus Alfter. Der Arnswalder Platz ist hier nicht sein Thema (siehe dazu "Zum Arbeiteraufstand im Juni 1953: russische Panzereinheit lagert am Arnswalder Platz"). Er schildert vielmehr seine Eindrücke und Erinnerungen als ehemaliger Bewohner des Bötzowviertels, der seine frühere Heimat nach 55 Jahren wieder besucht.

Es ist knapp sechzig Jahre her; Herbst 1955. Meine Familie – wir fünf Kinder und unsere Eltern – wohnten damals in der Allensteiner Straße, heute Liselotte Hermann Straße, im Bötzowviertel.

Gemeinsam mit meiner Zwillingsschwester ging ich damals in die 10. Klasse der Käthe-Kollwitz-Oberschule in der Pasteurstraße, an der bereits unser ältester Bruder 1954 sein Abitur gemacht hatte. Unser „mittlerer“ Bruder besuchte die Duncker-Schule, ebenfalls im Bezirk Prenzlauer Berg, während unser Nesthäkchen – in ihrem späteren Leben eine hervorragende Lehrerin – noch ihre Bank in der 33. Mädchenschule in der Pasteurstraße drückte.

Da unsere Familie im Frühjahr 1957 unter Zurücklassung all' unserer Besitztümer und nahezu aller bis dahin angesammelten persönlichen Erinnerungen aus politischen Gründen fluchtartig unsere vertraute Heimat in Richtung Westen verlassen musste – auf die Fluchtgründe werde ich in einem späteren Beitrag eingehen – hatten wir „unser Bötzowviertel“ seit fast sechzig Jahren nicht mehr gesehen.

Ende Oktober 2012 verabredeten wir uns mit unseren angeheirateten „besseren Hälften“ zu einem mehrtägigen Besuch in der alten Heimat Berlin. Gesagt – getan: aus allen Teilen der alten Bundesrepublik und der Schweiz trafen wir fast zeitgleich in unserem Hotel ein und planten als erste gemeinsame Unternehmung für den nächsten Tag den Besuch im Bötzowviertel.

Nach dem Frühstück in einem gediegenen Hotel in Mitte kletterten wir Unter den Linden / Ecke Friedrichstraße – inzwischen alle um die siebzig bis fünfundsiebzig Jahre alt – voller Vorfreude wie einst in den oberen Teil des 200ter-Doppeldecker-Busses in Richtung Alex.

Als der Bus an der Staatsoper hielt, erinnerte ich mich still und durchaus gerührt daran, erst im Admiralspalast und später nach Wiedererrichtung der Staatsoper als Schüler über vier Jahre lang deren Opernchor unter Leitung von Generalinspizient Finck angehört zu haben.

Vorbei am Reiterstandbild des „Alten Fritz“ eilten unsere Blicke hinüber zur Humboldt-Universität und zur Neuen Wache mit der ergreifenden Plastik von Käthe Kollwitz, zum legendären Gorki Theater, das wir als Schüler viele, viele Male besucht haben, danach zum Zeughaus, das inzwischen zum zentralen Museum für Deutsche Geschichte geworden ist.

Nach der Fahrt über die Schlossbrücke mit der wunderschönen Figurengruppe von Karl Friedrich Schinkel und dem verheißungsvollen Blick auf die immer realere Züge annehmende Baustelle zur Wiedererrichtung des in den DDR-Anfangsjahren aus ideologischer Verbohrtheit gesprengten Berliner Schlosses, näherten wir uns schnell dem Alex, der, wie immer schon, schnell, unruhig und hastig an uns vorbei flog.

Der Bus bog nun in die Otto-Braun- Straße ein, die meiner Erinnerung nach früher Königsstraße hieß. Am Märchenbrunnen stiegen wir aus, dem südlichsten Zipfel des Bötzowviertels und dem westlichsten Punkt des Friedrichshains.

Unzählige Male saßen wir Geschwister als Kinder auf diesen wunderschönen Grimm'schen Märchenfiguren, um uns mit ihnen zu identifizieren oder ihre spezielle Rolle in der schönen deutschen Märchenwelt nachzuträumen.

Als wir durch diese wieder weitgehend gepflegte Anlage schlenderten – von den Schmierereien einiger unverbesserlicher „Spraykünstler“ einmal abgesehen – gingen uns die dort erlebten Kinderjahre mit all' ihren zeitbedingten Facetten durch den Sinn: glückliche Unbeschwertheit, unvorstellbare und sicher auch gefährliche Abenteuer in den Ruinen der Kniprodestraße, die von der Bombardierung des Flackbunkers im Friedrichshain noch immer so darniederlagen, wie sie am Ende des Krieges getroffen worden waren. Lediglich die zum Friedrichshain hinführende Straße war vom Schutt freigeräumt worden.

Aber auch die vielfältigen materiellen Entbehrungen kamen in der Erinnerung wieder hoch. So wussten wir damals mit einigem Unbehagen, dass unsere Mutter jeden Freitag in einer Großmetzgerei am Alex Freibankfleisch und -Wurst für die ganze Familie einkaufte, um unsere stets hungrigen Mäuler zu stopfen. Auch Obst und Gemüse waren ständige Mangelware, weil die staatlich organisierte Verteilung der auf dem Land um Berlin herum angebauten und geernteten Produkte hinten und vorne nicht klappte. Gab es irgendwo Tomaten, frisches Obst, Blumenkohl oder Eier, wurde sofort zugeschlagen, um für die nächsten Tage wieder eingedeckt zu sein.

Mit solcherlei Gedanken im Kopf wanderten wir vom Märchenbrunnen am Rande des Friedrichshains weiter bis zum „Filmpalast am Friedrichshain“, wo ich, noch nicht sechzehnjährig, wie eigentlich vorgeschrieben, den nicht jugendfreien Film „Erste Liebe“ mit Marina Vlady sah, die ich damals bis in meine Träume sehnsuchtsvoll anbetete.

Hinter dem Kino lag der Tanzpalast „Saalbau Friedrichshain“, in den wir drei Brüder uns an manchem sommerlichen Samstagabend heimlich durch die geöffneten bodentiefen Fenster hineinschlängelten, um gratis Zeugen der dort stattfindenden Tanzvergnügungen zu werden.

Diese unerbetenen Besuche waren schließlich bei den Veranstaltern nicht unbemerkt geblieben. Eines Samstagabends erwarteten sie uns schon – mit vollen Wassereimern hinter den Fenstervorhängen stehend. Jetzt, als über Siebzigjährige, haben wir uns vor Lachen ausgeschüttet über das Bild, das wir damals als „begossene Pudel“ abgegeben haben!

Wir bogen nun in die Bötzowstraße ein, passierten die Nieder-Kirchner-Straße, deren früherer Name mir nicht mehr einfällt, die Hufelandstraße und bogen dann rechts in unsere alte Allensteiner Straße, jetzt Luise-Hermann-Straße ein, um unser damaliges Wohnhaus mit der Nummer 11 aufzusuchen.

Hier wurden wir für einige Augenblicke alle still, weil uns an dieser Stelle Trauer wie Zorn über die damals auf drei Familienmitglieder konzentrierten politischen Drangsalierungen übermannten, die schließlich unabweisbar unsere unfreiwillige Flucht in den Westen erzwungen haben. Wir mussten alles stehen und liegen lassen, uns wortlos von unseren Freundinnen und Freunden trennen, unsere Ausbildungswege mit ungewisser Zukunft abbrechen und uns weit weg von unserem geliebten Berlin ein neues unbekanntes Lebensumfeld suchen.

Nachdem wir uns wieder gefasst hatten, betraten wir „unser“ Haus, gingen schweigend die zwei Etagen hoch und betrachteten geradezu liebevoll unsere immer noch vorhandene eichene Wohnungstür, durch die wir in all' unseren Kinder- und Jugendjahren, meist rennend, hindurchgejagt sind.

Wieder unten gingen wir auf den ersten Hinterhof, auf dem uns der dort wie früher noch immer mächtig aufragende Kastanienbaum begrüßte; man meinte zu hören: „Ach da seid ihr ja wieder!“

Wir kamen im Hof mit einigen jungen Leuten, die Vorder- und Hinterhaus heute bewohnen – zumeist Studenten – ins Gespräch, die uns nach dem Grund unserer Invasion fragten. Als sie erfuhren, dass wir rund sechzig Jahre vor ihnen hier gewohnt hatten, wuchs ganz erkennbar ihr Interesse und sie hörten mit deutlicher Spannung unsere Geschichte an.

Gemeinsames Fazit: der von Deutschland begonnene Zweite Weltkrieg hat furchtbare Auswirkungen auf andere Völker und Menschen und schließlich auf uns Deutsche selbst ausgelöst, die wir noch vor Kriegsbeginn geborenen Alten als ständige Erinnerung und Mahnung in unserem Gedächtnis haben. Die Jugend heute hat das Glück, dass Krieg, Zerstörung und politische Unterdrückung inzwischen weit weg sind, sie hat aber ebenso die Verpflichtung, eine Wiederholung dieser Vorgänge für immer auszuschließen!

Nach herzlicher Verabschiedung auf unserem Hinterhof schlenderten wir weiter zum Arnswalder Platz, der ebenfalls ein ganz zentraler Ort unserer Kinder- und Jugendzeit gewesen ist. Ich habe hierüber bereits kurz nach unserem Berlinbesuch im November vorigen Jahres berichtet.

Nach einem Rundgang über den Arnswalder Platz besuchten wir unsere Grundschulen und die gegenüber liegende Käthe-Kollwitz-Oberschule in der Pasteurstraße. Hier wurden natürlich vielfache Erlebnisse aus dem damaligen Schulalltag wieder lebendig, die nicht selten zu empfindlichen Straffaktionen sowohl seitens unserer Lehrer als auch unserer Eltern uns gegenüber führten.

Es war inzwischen Nachmittag geworden und wir sehnten uns nach einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen. Unser Rückweg von der Pasteurstraße zur Bushaltestelle führte uns über die Esmarchstraße und Hufelandstraße wieder zur Bötzowstraße.

An der Ecke dieser beiden Straßen entdeckte unser Schwager den „Kaffee-Raum“, ein pikfeines kleines Cafe mit einer hervorragenden Kuchenauswahl. Wir zögerten nicht lange, gingen hinein und fanden ein gemütliches Plätzchen für unsere neunköpfige Gruppe.

Schon bald hatte jeder von uns vorzüglichen Kuchen und Kaffee vor der Nase und genoss nach dem langen Fußmarsch diese behagliche Entspannungspause. Nachdem ich die Cafe-Stube genauer in Augenschein genommen hatte war mir klar, dass ich hier schon einmal vor vielen, vielen Jahren aus einem besonderen Anlass drin war.

Und dann fiel's mir ein!

Dieses Cafe beherbergte in den 50iger Jahren ein Textilgeschäft der DDR-Handelsorganisation, kurz „HO“ genannt. Auch schräg gegenüber, in der Bötzowstraße Ecke Allensteiner Straße, gab es einen HO-Laden, hier für Lebensmittel.

Prägendes Kennzeichen dieser vorher durch staatlichen Eingriff enteigneten ehemaligen Privatgeschäfte war das durchgängige Fehlen auch nur jeden Anfluges so genannter „materieller

Interessiertheit“ der dort beschäftigten Verkaufskräfte, weil ihnen als unterbezahlten Verkäufern Sortiment und erzielter Umsatz weitgehend „wurscht“ waren.

Nachdem ich von meinen Eltern im Sommer 1955 zum Geburtstag aus eben diesem HO-Textilladen eine dunkelblaue Hose geschenkt bekommen hatte, suchte ich ihn einige Tage später allein noch einmal auf, um mir zu der Hose ein paar passende Socken zu kaufen.

Ich stand nun also – gerade sechzehnjährig – wartend an der Ladentheke, als mich ein Verkäufer misslaunig fragte, was ich wolle. Ich antwortete, dass ich ein paar Socken suchte.

Ohne weitere Details abzuwarten, steuerte der Verkäufer ein paar Meter nach links auf die hinter ihm befindliche Regalwand zu und legte mir ein Paar hellbraune Socken vor. Ich hob mein rechtes Bein, zeigte auf meine Hose und sagte zu ihm: „Ich hätte gerne dunkelblaue“.

Der Verkäufer begriff blitzschnell, bellte ein das Verkaufsgespräch unvermittelt beendendes berlinisches „ick ooch!!“ , brachte die braunen Socken an ihren ursprünglichen Platz zurück und wandte sich dem nächsten Kunden zu.

Wie wohltuend dagegen nun fast sechzig Jahre später die Atmosphäre im gemütlichen „Kaffee-Raum“. Inhaber und Inhaberin konnten sich, ebenso wie meine Geschwister, beim Erzählen dieser alten Geschichte ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Wir sind noch ein paar Tage in Berlin geblieben und schließlich, mit einem großen Fundus wiederbelebter Erinnerungen aus unserer Jugendzeit im Gepäck, glücklich und zufrieden in unsere späteren Heimatregionen zurück gefahren.